

Zur Germanen-Mission.

Von Gottfried Flade,
Stollberg/Erzg.

A.

Die apokalyptische Literatur des Spätmittelalters und nach ihr die Männer des Humanismus wie des Rationalismus haben mit der Prägung des Ausdrucks „Mittelalter“ ein Werturteil fällen wollen, und zwar ein absprechendes. Sie wollten damit den Zeitraum zwischen den schöpferischen, weittragenden Begebenheiten und Leistungen der ersten vier nachchristlichen Jahrhunderte einerseits und den Vorgängen und Inhalten der Renaissance und dann der Reformation anderseits als eine geringere, minder wichtige Zeit bezeichnen. Das ist bekanntlich schon durch L. v. Ranke, erst recht durch Ernst Troeltsch als völlig willkürlich, ja als sinnlos zurückgewiesen worden. Ein Stück Berechtigung kann aber der einmal eingebürgerte Begriff „Mittelalter“ behaupten, wenn man die Eigenart und den Ertrag der betreffenden Jahrhunderte in kennzeichnenden Übergängen, in mancherlei Ausreifung und in der Übermittlung von allerlei Werten an die Folgezeit erkennt. Das gilt namentlich für die Kirchengeschichte, und zwar vor allem insofern, als das Mittelalter¹⁾ Missionszeit war. Der keltischen, der germanischen und der slawischen Welt ward ja damals das Gut des christlichen Glaubens übermittelt. — Wie mag man dies Werk in seinen Anfängen angefaßt und getrieben haben? Das ist eine Frage, von Reiz für jeden, der Sinn hat für den großartigen Vorgang der Ausbreitung des christlichen Glaubens. Das Augenmerk des deutschen Christen aber und der deutschen Forschung verdient diese Frage besonders deshalb, weil die entscheidende Zeit der Anfänge des

1) Zum Begriff des Mittelalters vgl. Hermelink in Bd. II des Krügerschen Handbuchs zur Kirchengeschichte, § 1, wo die übrige zahlreiche Literatur aufgeführt ist.

Mittelalters — das sogenannte Frühmittelalter, etwa bis zum 9. Jahrhundert — entscheidende Aufschlüsse ergibt über die Mission auf dem Gebiet der germanischen Stämme.

B.

I. Gewiß, nicht von allen Vorgängen der frühmittelalterlichen Christianisierung gehen Verbindungsfäden zu den heutigen Völkern germanischer Rasse. Denn einmal: die allerersten Germanen — damals große und sieghafte, kulturkräftige Völker, wie die Goten, die Vandalen, die Langobarden — welche das Christentum annahmen . . . gibt es heute nicht mehr. Darum genüge es hier einmal, von ihnen allen bloß die äußerst bemerkenswerte und kennzeichnende Tatsache festzustellen: sie alle waren unbestrittene Überwinder des Jahrtausende alten römischen Reiches und auf seinem Boden die Herrscher, sie waren ferner sich ihrer rassischen Besonderheit durchaus bewußt und pflegten sie auch bis in Verwaltung und Rechtsprechung hinein — und doch: dem Evangelium haben sie sich samt und sonders erschlossen, ja es muß vielfach von ihnen mit einer Art stürmischer Bereitschaft angenommen worden sein, wie eine langersehnte Antwort und Gabe, während die alte heidnische Religion bestimmt ihnen mindestens damals so gut wie nichts mehr zu geben und zu bedeuten vermochte. Im christlichen Gott fanden sie, deren stillzurückgezogene geschichtslose Zeit mit der Völkerwanderung zu Ende war, den universalen Gott aller Völker und den lebendigen Gott, der gnädige, wenn auch unberechenbare Ziele hat bei allen Schicksalen. Im christlichen Heil erlebten sie die persönliche religiöse Erquickung, die eben nur im Aufblick (nicht zu einem erdichteten Mythos, sondern) zu einem geschichtlichen Heilbringer, dem auferstandenen Christus liegt. Und in der christlich begründeten Sittlichkeit empfanden sie — ob bewußt oder unbewußt — einen neuen Halt, segensreich in der für sie fremdartigen Kultur; denn im Unterschied zu ihrem früheren Glauben gab das Evangelium auch klare Weisungen über das Gut und Böse des Lebens. Als sprechendes Zeugnis aber für die innige Vermählung jenes Germanentums mit dem Christentum steht

noch heute Bewunderung weckend die gotische Bibelübersetzung des Bischofs Ulfila vor uns: zurückweisend in das Jahr 350 nach Christi Geburt macht sie die Bibel zum Anfang frühgermanischer Geschichte — so wie die Lutherbibel Anfang neuzeitlich-deutscher Geschichte ist! Aber, wie gesagt, jene frühgermanischen Völker sind nicht mehr. Und dann: nahe der Welt germanischer Völker und Stämme, die freilich die damalige Geschichtsentwicklung fast allein übernahmen, begegnet uns im ersten Beginn des Frühmittelalters doch auch eine missionarische Gestalt auf anderem, keltischem Boden. Patrick nämlich, ein Frommer, der zuvor gemeinsam mit seinem Lehrer Germanus, dem Bischof von Auxerre, als Bekämpfer einer Sekte, des Pelagianismus, in England tätig gewesen war, widmete seit 432 sein Leben der Missionierung Irlands. Wir hören, wie ihm die Kenntnis der irischen Sprache und Sitte zugute kam und wie er durch den freundlichen Grundzug seines Wesens, aber auch durch Geschenke mannigfach Erfolge hatte, also daß auch Söhne und Töchter der Vornehmen in seine Klöster kamen. Ja, er fand sogar bei den führenden Kreisen einen wichtigen Genossen als Beistand: ein Hofbarde schlug die Saiten seiner Harfe im Dienste des heiligen Evangeliums und half manches Herz gewinnen. Ein schönes, erhebendes Apostel-leben! Allein, die Zuverlässigkeit der Quellen in ihren Einzelheiten wird angezweifelt. Wahrscheinlich hat man erst zwei Jahrhunderte nach der geschilderten Zeit in solch lebensvollen, anschaulichen Berichten ein Gegenstück geschaffen zu dem als vorbildlich geltenden, weil völlig romtreuen Leben und Wirken des angelsächsischen Missionars Augustin; und mit Fleiß legte man dabei namentlich auf die Seite des Erfolges Wert: im Glorienschein solchen Erfolges sollte der rechtgläubige, gesegnete Patrick noch nach seinem Tode dazu helfen, daß sich das einst von ihm bearbeitete Gebiet nun ebenfalls an die rechtgläubige, romfreundliche Kirche angleiche, wie sie auf dem Boden des benachbarten England durchgedrungen war²⁾.

2) Ausführliches über Patrick z. B. in RE³ X, S. 204 ff.; v. Schu-
bert, Gesch. der christl. Kirche im Frühmittelalter, 1921, S. 202 ff.

Werden wir aber so durch den Keltenbekehrer Patrick immerhin mittelbar auf ein germanisches Gebiet hingewiesen, auf das angelsächsische, so braucht uns auch die überragende Gestalt eines missionierenden Papstes, des großen römischen Bischofs Gregor, des ersten dieses Namens (590 bis 604), nicht wesentlich von dem germanischen Bereich abzulenken. Wohl hat sich dieser auch sehr gründlich in der nächsten Nähe Italiens als Bekehrer betätigt. Das Heidentum in Sardinien war ihm ein wahrer Stein des Anstoßes! Er hoffte diesem Ärgernis abzuhelfen durch vermehrte Steuern³⁾ — ebenso wie er umgekehrt bei den Juden gelegentlich das Lockmittel geldlicher Vorteile nicht verschmähte⁴⁾. Ja, während er hier wenigstens, bei den Juden, grobes, gewalttätiges Vorgehen verbot⁵⁾, ging er in Sardinien infolge weiterer Enttäuschungen schließlich zu höchst rücksichtslosen Maßnahmen über: den Freien, so schrieb er, gebühre Gefangensetzung, den Sklaven aber Schläge, damit sie endlich den rechten Weg fänden⁶⁾. Indessen — auf dieser Mittelmeerinsel handelte es sich nicht mehr um Missionierung im eigentlichen Sinne: eingeführt war das Christentum bereits, und das Land war durch Person und Verwaltungsgebiet eines Bischofs bzw. eines Metropoliten (von Cagliari) der römischen Kirche schon fest eingegliedert. Und gegen heidnische Reste im erklärt christlichen Land waren harte, zum Teil körperliche Strafen für das damalige allgemeine Empfinden nichts Außergewöhnliches; eine fränkische Kirchenversammlung z. B., die von Orleans im Jahre 533⁷⁾, hatte sich gleichfalls und in Form ausdrücklicher Gesetzgebung dafür ausgesprochen. — Eigentliches Missionsland aber, kirch-

3) Greg. I. P. registr. epist. 2, 26.

4) Ebd. 5, 7.

5) Ebd. 1, 34. 45.

6) Ebd. 9, 204.

7) Conc. Aurel. 533, can. 20 (vgl. can. 15), entsprechend auch Concil. Aspasii 551, can. 3. — Bigelmair (Die altchristl. und mittelalterl. Mission im Vergleich zur gegenwärtigen, 1916, S. 13) schreibt: „Im allgemeinen galt doch der Grundsatz, daß die Annahme des Glaubens Sache des freien Willens ist. Auch Thomas v. Aquin hat ihn vertreten. Nur die Treue im Glauben hielt er für Pflicht; und demgemäß war gegen Häretiker, aber nicht gegen Heiden und Juden Gewaltanwendung erlaubt.“

liches Neuland, hat Gregor bekanntlich auf jungem germanischem Boden in Angriff genommen, eben durch den vorhin genannten Augustinus unter den Angelsachsen.

Und gerade hier zeigt sich: normalerweise ging die Wendung zum neuen Glauben ohne Zwang vor sich. Zwar Gregor, es ist für ihn bezeichnend, hat von Rom her auch in England einmal Zwang anempfohlen⁸⁾. Er glaubte ja eben die Wertlosigkeit solcher Bekehrungen dadurch ausgeglichen, daß doch das nächste Geschlecht immerhin schon mehr Segen von seiner Taufe haben werde⁹⁾. Jedoch der König Ethelbercht von Kent zeigte sich anders gesinnt. Beda schreibt¹⁰⁾, Ethelbercht habe sich zwar über den Zustrom zur jungen Kirche seines Landes aufrichtig gefreut, aber dennoch niemandem den Übertritt aufgenötigt. „Er hatte nämlich von den Lehrern und Begründern seines Heiles gelernt, daß der Dienst Christi freiwillig und nicht erzwungen sein müsse.“ Und das ist eine Überzeugung, in der sich mit ihm viel später Alkuin berührt. Denn dieser erklärte im Jahre 796¹¹⁾ als das geeignete Mittel zur Überwindung und Gewinnung des unzugänglichen Sachsenvolkes — anstatt strenger Bußen und schroffer Durchführung der Zehntregel — die Verkündigung „des leichten Joches Christi und seiner sanften Last“. Es bedürfe einer friedlichen und klüglichen Predigt und erzieherischen Milde, damit die Menschen zum Glauben gezogen, nicht aber gezwungen würden, so, wie auch der Kirchenvater Augustin sowie Paulus, der große Heidenapostel, es gewollt und getan hätten. Und wenig später äußerte Alkuin gegen Karl, den König, selbst: „Man lasse einmal die Drohungen, damit sie nicht in Verstockung flüchten“, seien doch gerade die schon Geflüchteten sehr gute Christen gewesen (!), während nun in der Heimat gerade das störrische Element sein Wesen habe¹²⁾. So also

8) Siehe bei Jaffé 1827.

9) Greg. I. registr. ep. 5, 7.

10) Beda, hist. eccl. Angl., ed. Moberly, I 26.

11) MG. ep. IV 111, gerichtet an einen hohen Beamten bei Hofe, vielleicht Meginhard. Es handelt sich um die Avarenmission. Fein zugespitzt heißt es da ferner: die Glaubensboten sollten „endlich“ „praedicatores, non praedatores“ sein.

12) MG. ep. IV 174, anno 799.

auch schon zweihundert Jahre früher im stammverwandten Kent. Was die Herzen zur Taufe bewegte, war, von Drück und Zwang weit entfernt, „Bewunderung für die Einfachheit des unschuldigen Lebens und für die Süßigkeit himmlischer Lehre“ jener Missionsboten, die da gänzlich ihrer Lehre gemäß auch wandelten und „bereit waren, für die Wahrheit, die sie verkündeten, alle Drangsal zu leiden, ja zu sterben“¹³⁾.

Gleichwohl, auch ohne hartes Zwingen und Dringen, spielte aber das Verhalten des Königs eine Rolle. Über Ethelbercht fügt Beda hinzu¹⁴⁾: „... nur daß er die Gläubigen, als seine Mitbürger im himmlischen Reiche, mit innigerer Liebe umfaßte“. Das ist ein Ausdruck, aus dem man schon mehr herauslesen kann als eine auf das rein Gefühlsmäßige begrenzte Zuneigung. Und selbst wenn man jedwede bewußte parteiliche Begünstigung und Bevorzugung ausschließen will, nur private Bedeutung konnte das Entschließen und Handeln des Häuptlings auf keinen Fall haben. Dazu hatte der germanische Stammeskönig einesteils eine zu hohe theokratische Verantwortung — und andernteils eine zu geringe autokratische Handlungsbefugnis: gerade er war in den Augen des Volkes berufen, die Beziehungen zur Gottheit zu regeln, gerade er stand und fiel aber auch mit der Einmütigkeit des Vertrauens seines Volkes¹⁵⁾. Einer königlichen Entscheidung für die neue Religion mußte also mindestens Billigung auf seiten der Gesamtheit entsprechen. Das bestätigt aufs deutlichste der folgende anschauliche Hergang, der uns, gleichfalls durch Beda¹⁶⁾, aus dem nördlichen Teile Englands berichtet ist: Paulinus, ein Mitarbeiter Abt Augustins (und späterer Bischof von York), fand für die christliche Botschaft williges Gehör bei Edwin, dem König Nordhumbriens. Dies um so mehr, als seine Herrschaft durch siegreichen Krieg und persönlichen Waffengang mit einem ausgesprochenen Feinde der Kirche, Ethelfrid mit Namen, errungen war, und da er noch

13) Beda, a. a. O., I 25.

14) Ebd. I 26.

15) v. Schubert, Frühmittelalter, S. 12; Fuhse, Die deutschen Altertümer, Sammlg. Göschen, S. 90 f., 100 f.

16) Beda, a. a. O., II 13.

dazu als Gemahlin die bereits christlich gewordene Tochter des obengenannten Ethelbercht von Kent heimgeführt hatte. Trotzdem zögerte Edwin mit seinem Übertritt. Er ließ diesem vielmehr einen „Witena-Gemot“, eine Versammlung der Weisen, vorausgehen. Und diese nicht bloß politisch kluge, sondern ganz der gewohnten Ordnung gemäße Besprechung mit all seinen Vertrauten im Staatswesen und im Heer führte zu dem gewünschten Ergebnis. Erst trat sein oberster Priester, Coifi, auf und gab in ausführlicher Rede seine völlige Enttäuschung im Vertrauen zu der alten Religion zu wissen; er habe sich ihr als einer der Eifrigsten ganz vergeblich gewidmet. Dann sprachen zustimmend andere Ratsmänner: das Behagen des zeitlichen Lebens sei ungewiß und kurz für uns — wie für einen Sperling im Winter das rasche Hindurchfliegen durch die erwärmte Halle; man solle einer Lehre, die bessere Gewißheit enthält, ruhig folgen. Und schließlich konnte Paulinus auf die Aufforderung Coifis von seinem Glauben erzählen. Er tat es mit großem Erfolg; denn nachdem er seine Predigt beendet hatte, brachte Coifi, der heidnische Oberpriester, selbst den Antrag durch: die nichtigen und nutzlosen Tempel und Altäre „eiligst der Verdammung und dem Feuer zu übergeben“, damit die Wahrheit leuchte, die da „Leben, Heil und ewige Glückseligkeit zu schenken vermag“. Eine höchst lebendige Darstellung! Und sie macht übrigens außer der ausschlaggebenden Bedeutung, die dem Gesamtleben des Volkes zukam, noch etwas anderes deutlich: das eigene Empfinden des Germanen für die Unzulänglichkeit seines herkömmlichen Glaubens, seine starke Sehnsucht nach Besserem, seine tatsächliche Reife für den Religionswechsel zum Christentum.

Etwa das gleiche, wie aus dem wiedergegebenen Beda-Abschnitt, wenn auch nicht ebenso anschaulich und eindrucksvoll, besagt eine Szene aus der Lebensbeschreibung des nordischen Missionars Anskar¹⁷⁾. Dort handelt es sich, mehr als 200 Jahre später, um einen schwedischen König, Olaf, in Birka

17) Von Anskars Schüler und Nachfolger (vgl. c. 9, 10) Rimbart.

am Mälarsee. Als Anskar im Jahre 848 diese seine Missions-siedlung aufsucht, kommt er gerade zurecht, um einer Wiederkehr groben Heidentums zu wehren. Man ging schon daran, den Zorn der heidnischen Götter durch erneuten Dienst zu versöhnen, ja, es handelte sich um die Apotheose eines eben verstorbenen Fürsten, König Erichs. Olaf konnte nicht einfach im Gegensatz zu dieser Stimmung für das Christentum missionieren lassen. Aber durch die Begegnung mit Anskar in jeder Weise angenehm berührt, brachte er die Sache vor einen Thing. Hier legte ein Gemeindeältester mit Beispielen Zeugnis ab von der Macht des Gottes, den die Fremden und die kleine Birkaer Gemeinde (der Kern bestand aus Kriegsgefangenen) verehrten, das Volk stimmte zu — zumal da auch ein Loswurf entsprechend ausfiel —, und „darum verordnete der König, daß bei ihnen Kirchen gebaut und Priester eingesetzt werden dürfen“. Der durch Anskar ordinierte junge Rimb^ert konnte dann unter königlichem Schutz getrost zurückgelassen werden, als jener nach etwa zwei Jahren das Land wieder verließ¹⁸⁾.

Man kann nach alledem sagen: Nicht Wille und Wunsch einzelner Führer, auch nicht der obersten, konnten religiöse Wandlungen im Germanenvolk bewirken. Gewiß, Haltung und Beispiel eines germanischen Königs waren nicht nebensächlich. Sie vermochten schon etwas für den Fortschritt der Mission, aber doch nur, sofern zu dem königlichen Wohlwollen Anklang beim Volke hinzukam oder erzielt werden konnte. Denn Person und Stellung eines germanischen Führers konnte durchaus nicht die Verpflichtung und Abhängigkeit aufheben, in die bei den Germanen jeder Einzelne durch seine völkische Gemeinschaft gehörte. Das starke Gemeinsamkeitswollen ist also eine Voraussetzung, mit der die Bekehrer germanischen Gebietes ganz besonders rechnen mußten.

Damit vereinbart es sich aber sehr wohl, wenn man nach einigen uns bekannt gewordenen Fällen ein nicht unpassendes Mittel darin fand, daß man sich für den ersten Anfang einzelne Menschen als Missionsobjekt herausgriff, sie scheinbar damit von der bisherigen Volksgemeinschaft abtren-

18) Rimb^ert, Vit. Ansc. c 31.

nend! Wir kennen hierfür drei bzw. vier Beispiele. Zuerst wieder vom Begründer der Angelsachsenmission. Bevor nämlich Papst Gregor I. den Propst Augustin aus seiner Abtei im Gregorio-Kloster auf dem Mons Coelius auf die unsichere und gefährvolle Englandreise sandte, hatte er¹⁹⁾ seinen fränkischen Gesandten, den Priester Candidus, beauftragt, J ü n g l i n g e aus seinem Volke zu kaufen, deren edle Gesichts- und Körperbildung ihm nach Beda²⁰⁾ so tiefen Eindruck gemacht haben soll. Diese Jünglinge sollten in römischen Klöstern aufwachsen und als Christen erzogen werden²¹⁾. — Weiter hören wir ziemlich genau hundert Jahre später folgendes von Willibrord: Als sein Versuch, den unabhängigen Teil des Friesenlandes christlich zu beeinflussen, an der (wie später bei den Sachsen politisch begründeten — vgl. oben —) ablehnenden Haltung des Fürsten Radbod scheiterte, versuchte es der unermüdliche Mann bei den Dänen. Ein bemerkenswert frühes Vordringen bis dorthin! Doch mehr konnte Willibrord nicht erreichen, als daß er, im ganzen erfolglos, in seiner unverdrossenen Beharrlichkeit dreißig junge Söhne des unzugänglichen Landes mit auf die Heimreise nahm, um dann sie der Taufe zuzuführen²²⁾. — Ebenfalls auf junge Dänen aber bezieht sich dann der dritte und der vierte Fall solch gesonderter Knabenschulung. Zunächst einer im Zusammenhang mit dem allerersten planmäßigen kirchlichen Vorstoß in den Norden: Etwa 822/3 nämlich gestaltete sich eine ursprünglich von Kaiser Ludwig autorisierte Missionsreise Ebos von Reims der Form nach zu einem hochamtlichen Unternehmen, indem Paschalis I. sie ausdrücklich als eine feierliche päpstliche Sendung für den gesamten Norden behandelte. Und was war das ganze Ergebnis? Etliche Taufen — und: die Mitnahme einiger Knaben in die christliche Fremde²³⁾. — Und danach sehen wir Anskar in Gesellschaft mit seinem Begleiter Autbert, einem Corveyer Mönch, im Dänischen selbst, nämlich am Hofe des südjütischen Häuptlings

19) Im Jahre 595.

20) a. a. O., II 1.

21) Vgl. Jaffé 1432—41.

22) Alcuini vita Willibrordi, cap. 10.

23) Jaffé 2553 vgl. Lappenberg Nr. 18.

Harald, eine Art Palastschule nach dem Vorbilde der karolingischen Könige einrichten. „Harald selbst“, so berichtet Rimbert in seiner *Vita Anscari*²⁴⁾, „wies ihnen ein paar Knaben zu, die ihren Unterricht genießen sollten, und so geschah es, daß sie binnen kurzem dort eine Schule von 12 und mehr Schülern einrichten konnten²⁵⁾. — Der Zweck solchen Fürsichnehmens einzelner leuchtet in den genannten Beispielen ohne weiteres ein, auch wenn er nicht zumeist in den Quellen mit vermerkt wäre. Einmal liegt immer der Eindruck eines Notbehelfs vor: wo man nicht gleich aufs Ganze gehen konnte, und wo auch nichts Wirksames durch einen einflußreichen König zu erreichen war, da wollte man wenigstens etwas tun und eine wenn auch nur lose Verbindung anknüpfen. Vor allem aber, die Tatsache, daß diese Verbindung im Nachwuchs des betreffenden Volkes bestand, in jungen Männern, die später unter ihresgleichen als segensreiches Salz wirken und das Evangelium lehren sollten, sie bestätigt es, wie zweckmäßig und notwendig es bei den deutschen Stämmen war, sorgsam Bedacht zu nehmen auf das Gemeinschaftsbewußtsein. Ja! Stamm und Glauben, Volk und Religion als eng miteinander verwachsen zu betrachten, sie zu erkennen und zu erfassen als Werte, die es innerlich auf alle Weise miteinander zu verbinden galt, das war in der Germanenwelt ein unabweisbares Erfordernis. Und darauf nahm die missionierende christliche Kirche alle Rücksicht!

In der griechisch-römischen Kulturmenschheit mit ihren erweichten und verschwommenen Volksbegriffen war das anders gewesen. Da konnte, ja mußte der Christenglaube seinen Weg gehen von einzelnen Menschen zu größeren Gemeinden und Gebilden. Das schloß einen Vorteil in sich, aber auch einen Nachteil. Der Vorteil war die verhältnismäßig rasche Gewinnung und Erziehung einer größeren Zahl bis ins Innerste ergriffener christlicher Persönlichkeiten; als Nachteil aber stand

24) a. a. O., cap. 6.

25) Die *Vita*, sowie auch *Ann. Einh. z. Jhr. 823*, scheint das Ergebnis als einen Erfolg zu buchen. Doch im Sinn des kaiserlich-päpstlichen Planes hatte viel Größeres gelegen — die innere Gewinnung eines völlig fremd, ja feindselig stehenden Volkes. Vgl. v. Schubert, a. a. O. 504/5. Erst recht muß das Urteil über die paar Täuflinge und Zöglinge heißen: Saat und Hoffnung, nicht mehr.

dem entgegen, daß es fehlte an dem für eine christliche Gesellschaft notwendigen Halt und Rückhalt bei einem wachstümlichen, zähen Ganzen, wie es das Volkstum ist. Hier also, bei dem Missionswerk in der germanischen Welt, galt es den umgekehrten Gang: Volk für Volk mußte erst einmal im Grundsatz dem Evangelium zuneigen, dann erst hatte die Kleinarbeit Aussicht auf Erfolg. Ja, im allgemeinen waren einzelne überhaupt nicht erreichbar und faßbar ohne die vorherige Zubereitung des Ganzen. Avitus von Vienne erzählt von den noch arianischen Franken: Gegenüber Gewinnungsversuchen katholischer Christen oder Priester sei zu allermeist (solent plerique) einfach die Stammessitte und der Religionsbrauch der Väter geltend gemacht worden²⁶). — Genau so lautete der erste und unerschütterlichste Einwand dann, wenn es nicht bloß um Bekenntnis-, sondern um Religionsübertritt ging. Und wo vollends ein Volk seinem Bekehrer als Nation unversöhnlich verfeindet war wie die Sachsenstämme dem fränkischen, da war die natürliche Isolierschicht undurchdringlich — nicht etwa aus Treue zum Heidentum oder gar aus innerer Unempfänglichkeit für Christus (schon der Heliand allein beweist das Gegenteil), sondern aus völkisch-politischer Ursache. Hatten aber die Anregungen der Könige (wie z. B. noch der Merowinger) oder auch Volksbeschlüsse ohne König (wie bei den Burgundern) das Christentum einmal im Grundsatz eingelassen oder eingeführt, dann konnte hoffnungsvoll organisiert werden²⁷): — in den zunächst wenigen und sehr umfangreichen Bistümern gab es dann auch gesegneten Bekehrungsdienst, positive religiös-sittliche Förderung an den einzelnen, wenngleich der Fortschritt von einem Massenchristentum mit viel äußerlichen Übungen zu lebendigerer und innerlicherer Frömmigkeit wirklich umfassend und endgültig erst mit dem 12. Jahrhundert zutage tritt.

26) Avit ep. 46 (opp. ed. Peiper, MG. hist. auct. ant. VI 2, Berlin 1883, 75).

27) Vgl Aner, Kirchengeschichte (Slg. Göschen) 1932, II 23: Ein merkwürdiges Zusammenfallen von Staatspolitik und kirchlichem Expansionswillen kennzeichnend für die gesamte mittelalterliche Kultursynthese.

Die geographische Lage der von den ersten Missionaren bearbeiteten Missionsgebiete richtete sich nach den natürlichen Bedingungen. Man folgte den großen Flüssen und den wichtigen Verkehrsstraßen, bis man irgendwo den geeignet scheinenden Stützpunkt schuf. Der konnte entweder an etwas zurückgezogener einsiedlerischer Stelle liegen, wie es als Vorliebe iroschottischer Pilgermönche bekannt ist, oder im Schutze befestigter Plätze und just so, daß der Evangeliumsbote gleich mitten unter eingeborenen Menschen wohnte. Ich übergehe den geographischen Gang vollständig, weil seine im ganzen einfachen, wenig auffälligen Tatsachen sowohl in den Monographien über persönliche und sachliche Einzelgebiete aus der frühmittelalterlichen Mission als auch in jedem allgemeinen Geschichtswerk satzsaft bezeichnet sind.

Hinweisen möchte ich aber in diesem Zusammenhang auf zwei gelegentlich begegnende Sondermotive, von denen das eine so recht zu der treuherzigen Frömmigkeit jener alten Glaubensboten paßt, während das andere auch heute ganz zeitgemäß wäre. Das eine ist das Achten christlicher Glaubensträger auf Träume und Zeichen, das andere der Gedanke der Bluts- und Rassenverwandtschaft. Von Träumen berichtet da zunächst Jonas im 27. Kapitel seiner Vita Columbani: Columba sei während seines Aufenthaltes in Bregenz auch einmal auf den Gedanken der Wendenmission gekommen. Unter ihnen, „die auch Slaven heißen“, habe er „die Finsternis des Unglaubens mit dem Lichte des Evangeliums aufhellen wollen“. „Allein“, so heißt es, „ein Engel des Herrn erschien ihm im Traume und tat ihm kund, daß jenes Volk zur Bekehrung noch nicht reif sei. Darum blieb er an seinem Ort, bis sich ihm der Weg nach Italien öffnete.“ Columba starb später im Jahre 615 im deutschen Teil Italiens; der Langobarde Agilulf hatte ihm in Bobbio die Gründung eines Klosters ermöglicht. Columbas Traum aber von der damals noch zu geringen „Reife“ der Slaven verdeutlicht sehr anschaulich den Eindruck: die Germanen erwiesen sich im Gegensatz dazu als völlig reif; der Missionseifer stieß hier auf Völker, deren innere Tiefe und seelische Aufgeschlossenheit für den erlösenden Ruf des Evange-

liums die Bekehrungsarbeit zu lohnend machte, als daß man sich daneben durch die zwar vorhandenen, aber vorläufig recht unfruchtbaren Möglichkeiten bei den Slawen hätte aufhalten lassen. — Nicht viel später als der Traum jenes Iroschotten spielt eine Vision in Nordengland. Ich habe oben den nordhumbrischen König Edwin erwähnt. Dieser Mann, der schon auf Grund der mit seinem Schwiegervater abgeschlossenen Heiratsbedingungen mit Christen in Berührung kam, nämlich mit Paulinus und dem zahlreichen Gefolge seiner Gemahlin, Ethelburgas von Kent, kam zum Christentum durch innere und äußere Erschütterungen mannigfacher Art. Den Ausschlag aber für seinen persönlichen Entschluß gab dann neben einer wunderbaren Rettung von Mörderhand ein nächtliches Traumgesicht. Dieses war es, das zu jener feierlichen Entsagung im Witena-Gemot vom 12. April 627 führte, bei dem Coifi, der oberste Stammespriester, eigenhändig vom hohen Roß seine Lanze in den heidnischen Tempel werfen und die Einäscherung der alten Heiligtümer veranlassen durfte²⁸⁾. Hier also ein fördernder Traum. — Dahingegen wieder traten die Traumgestalten hindernd, wie oben zwischen Columba und die Slawen, zwischen Egbercht und das Friesenvolk. Der Engländer Egbercht (übrigens mit Columbas Heimat wohlbekannt, als ein Zögling des irischen Klosters Rathmelsigi) hatte sein Leben aus Dank für eine gnädige Genesung unter den bei den Kelten so beliebten Verzicht auf die Heimat, unter das Gelübde „peregrinandi more Abrahæ“, gestellt. Vielleicht von Wilfried aufgefordert²⁹⁾, wollte er dies durch Mission bei den Stämmen der Nordseeküste bis hin nach Dänemark verwirklichen. Indessen, er mußte sich damit begnügen, auf Irland auszuharren. Und zwar waren die Ursachen zwei Traumgesichte und ein Zeichen. Erst machte ihn ein Schüler wankend, dem zweimal im Schlafe eine Warnung eingegeben ward. Und dann zwangen ihn Seesturm und Schiff-

28) Beda, a. a. O., II 9—14.

29) Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands I 455, Anm. 1. — v. Schubert, a. a. O. 296, zieht eine Verbindungslinie von Wilfried zu Egberchts Schülern Wigbercht und Willibrord: Wilfrieds günstige Aufnahme bei den Friesen habe diese zu gleicher Fahrt veranlaßt.

bruch des in See gestoßenen Seglers endgültig zur Aufgabe der persönlichen Durchführung seines Lieblingsplanes³⁰⁾.

Denn von dem Plane selbst ließ sich Egbercht nicht abbringen; an seiner Statt zog demnächst sein Schüler Wigbercht hinüber, später mit elf anderen der mit seinen 32 Jahren schon von zähem Tatendrang beseelte Willibrord. Und was war es, das den Angelsachsen Egbercht in der Fremde Irlands nach dem noch ferneren Deutschland zog; das ihn so beharrlich auf die Gewinnung der Friesen, Sachsen und Dänen abzielen ließ? Das lag an dem Umstand, daß es sich hier um nahe Rassenverwandte, um Menschen der gleichen Stammesfamilie handelte. Also, so hat es Hans v. Schubert besonders hervorgehoben: „Hier zuerst ist mit voller Klarheit die Idee der Mission und als ihr Motiv die germanische Blutsverwandtschaft ausgesprochen“ (vgl. Bonif. et Lulliep. 46, 137)³¹⁾!

II. In der praktischen Einzeldurchführung der behandelten Missionswerke verdienen mancherlei Züge pädagogischer Überlegung aufgezeigt zu werden. Religiöses Feingefühl verrät der Brief, den Gregor I. auf die guten Erfolge in England, besonders in dem jütischen Kent, seinem unterdes zum Erzbischof ernannten Boten Augustin übersandte. Denn mit unverhohlener, freudiger Anerkennung verknüpfte der Papst eine väterliche Warnung vor Übermut: bei allen gesegneten Erfolgen solle der Missionar gewissenhaft die Regungen seines Herzens beobachten und genau seine eigene Person von dem scheiden, was die Gnade bei dem Volk ausrichtet; „denn für seine Bekehrung hast du allein das Vermögen zur Wunderleistung empfangen“. Er solle sich nur stets irgendwelche erinnerliche Sünde gegen den Schöpfer ins Gedächtnis rufen, sei es Wort- oder Tatverfehlung; „so wird das Bewußtsein der Schuld die aufsprießende Ruhmbegier des Herzens dämpfen. Auch wirst du dann deine vermeintliche oder wirklich vorhandene Wunderkraft zutreffend deuten: Nicht für dich ist sie dir

30) Beda, a. a. O. III 13. 27; V 9. Diese Ereignisse fallen in das Ende des 7. Jahrhunderts.

31) v. Schubert 296 (Sperrung dortselbst).

verliehen, sondern für die, denen sie zur Rettung ausschlagen soll“. — Betreffs der zu Missionierenden aber besitzen wir mehrere Äußerungen, die teils eine im Verhältnis zu später auffällige Nachgiebigkeit zeigen, teils auch die allgemein bekannte Anpassung belegen, die nicht nur der katholischen, sondern mehr oder weniger fast aller religiösen Propaganda eigentümlich ist. Auffallend nachgiebig nämlich klingt es, wenn sich Gregor I.³²⁾ auf gewisse kultische Anfragen von seiten Augustins nach kurzem Hinweis auf den angestammten römischen Brauch dahin äußert, daß für den Wert einer Sache nicht die äußere Herkunft den Ausschlag gibt. „Vielmehr wird umgekehrt durch ihre Güte auch das Ursprungsland in ihrer Wertschätzung gehoben.“ Es sei immer geflissentlich dasjenige aus der römischen oder gallischen oder sonst einer Kirche aufzugreifen, was dem allmächtigen Gott besser gefällt; „führe in der Kirche der Angeln, die noch neu im Glauben ist, mit sonderlicher Unterweisung ein, was du aus vielen andern Kirchen hast sammeln können“ ...; so sollen allerlei fromme, heilige, rechte Bräuche „in ein Bündel gefaßt“ den Angeln innerlich angeeignet werden. — Duldungsanweisungen freilich, die sich nicht auf kultische, sondern auf sittliche Belange beziehen, wie betreffs der Verwandtschaftsehen, sind nicht als Milderung, sondern nur als Ausnahme und erziehliches Nachgeben, d. h. aber: gerade als Mittel zur schließlichen Geltendmachung der Norm aufzufassen. „In unsern Zeitläuften mag die heilige Kirche immerhin manches mit brennendem Eifer bessern, anderes aber ... übersieht sie mit Fleiß, jedoch auf eine Weise, daß sie häufig gerade durch dies duldende Übersehen das Übel unterdrückt, das sie bekämpft.“ — Und auf Überwindung und Gewinnung zielte natürlich auch die christliche Anpassung in religiösen Dingen ab. Das war ja schon vor langer Zeit ebenso bei dem anderen Gregor gewesen, der den Pontus christianisierte, bei Gregorius Thaumaturgos († 270);

32) Nach Beda I 27. — Übrigens äußerte sich später ein Mann wie Anselm v. Canterbury († 1109) recht entschieden dahin, „daß die Verschiedenheit des Brauchs nicht schadet, wenn die Einheit der Liebe in dem einen und allgemeinen Glauben gewahrt wird“ (de sac. divers. c. 1. 552).

mit ihm berührt sich der große römische Bischof in dem freilich in seiner Verdienstlichkeit angezweifelten Bestreben, die Methode der Angleichung und Anknüpfung in die Mission einzuführen³³⁾, eine Methode, für die ganz deutliche Parallelen auch in nichtchristlichen Religionen vorhanden sind³⁴⁾.

Den Papst leitete die ausgesprochene Überzeugung, daß es „nicht angehe, den ungeschulten Seelen alles Alte zu nehmen. Jeder, der die höchste Höhe erreichen will, steigt Stufe für Stufe, nicht auf einmal empor“. Das Volk müsse z. B., wie er in demselben — an Bischof Mellitus von London gerichteten — Brief schreibt, seine Andachtsstätten erhalten sehen, es werde sich dort „nach Ablegung seines Irrglaubens „willig versammeln, da es an sie gewöhnt ist“. Natürlich wollte Gregor alles andere als eine eigentliche Religionsvermischung, — etwa so, wie sie sich König Redwald von Ostangeln leistete: unter dem Eindruck des christlichen Beeinflussungsversuches aus Kent stellte dieser in demselben Tempel einen Altar zum Messelesen und einen andern zum Götzenopfer auf³⁵⁾. Das ist dieselbe naive Religionsmischung, zu der man halbbekehrte Christen auch sonst neigen sieht. So geht aus der Lebensbeschreibung des schon mehrfach erwähnten Columba hervor, daß sich einmal, bei Bregenz, „Heiden und Christen ganz harmlos zum festlichen Trinkgelage für Wodan zusammengefunden hatten“. Oder: Der (arianische) Westgotenkönig Leovigild war mit vielen der Ansicht, „es sei nicht sträflich, beim Durchgehen zwischen Altären der Heiden und einer Kirche Gottes beiden seine Ehrfurcht zu beweisen“. (Diese zwei Beispiele nach Lother, Neugermanische Religion und Christentum, Gütersloh 1934, S. 89/90.) Und einer der Besiedler Islands brachte es gar fertig, seinen Hof „Kristnes“ zu nennen, während er doch den Platz seiner Ansiedlung sich von Thor hatte orakeln lassen und diesen Hei-

33) Tiele - Söderblom, Kompendium der Religionsgeschichte 1932, 317.

34) Clemen, Die Religionen der Erde 1925, S. 366/7 (Buddhismus, Substitutionen fremder Götter unter die Bodhisattvas), auch 345 (Shinto). — Über Umformung von Altgermanischem siehe neuerdings Rosenberg, Mythos des 20. Jahrhunderts 1931, S. 157.

35) Beda II 15.

dengott auch sonst bei gewagten Unternehmen gern anrief (Helgi der Magere, s. „Landnamabok“, Thule 23). Solch einem groben Mischglauben wollte natürlich niemand von den Bekehrern, auch nicht aus diplomatischer Nachsicht, Vorschub leisten. Immerhin, das kirchenamtliche Entgegenkommen Gregors war nicht gering. Es heißt in jenem Brief nach London: „Man soll die heidnischen Tempel nicht zerstören, sondern nur die Götzenbilder daraus entfernen. Man soll die Tempel mit Weihwasser besprengen, Altäre in ihnen errichten und Reliquien hineintun . . . Und weil die Angelsachsen bei ihrem Götzendienst Stiere schlachten, so muß man auch das zu einem christlichen Brauche umgestalten. Das sollen keine Teufelsoffer mehr sein, sondern sie sollen die Tiere zu Ehren Gottes schlachten und sie beim kirchlichen Festmahl in Dankbarkeit gegen den Spender aller guten Gaben selbst verzehren. Sie mögen am Tage der Kirchenweihe und selbst am Tage des Gedächtnisses der Schutzheiligen, deren Reliquien in den Kirchen ruhen, aus Baumzweigen Hütten um die früheren Tempel machen und darin feiern. Denn wenn ihnen auch äußere Freuden bleiben, werden sie um so leichter auch die innere Freudigkeit empfinden³⁶⁾!“ Das sind recht weitgehende Folgerungen aus dem Grundsatz der Anpassung! Daß es innerhalb der germanischen Bekehrungsgeschichte auch ganz andersartige Missionsbefehle gegeben hat, Gebote entschiedener Abstoßung heidnischen Wesens, ja Anweisungen zu einer gewissen kleinlichen Abwehr, das ist besonders aus dem Wirken Winfrids bekannt, zum Beispiel erinnern wir an den ängstlichen Meinungsaustrausch betreffend das Essen von Krähen, Störchen, Pferdefleisch, geräuchertem oder ungeräuchertem Speck³⁷⁾. Aber abgesehen davon, daß bei diesen sehr geläufigen Dingen — wir gehen auf Bonifatius absichtlich nicht weiter ein — wohl eine gewisse persönliche Engigkeit des apostolischen Vikars mitspielte, wirklich Kennzeichnendes für das erste Eindringen in rein heidnische Verhältnisse haben wir unseres Wissens nur in dem soeben vorher Berichteten. Und übrigens

36) Übersetzung bei Tim erding, Die christliche Frühzeit in den Berichten über die Bekehrer 1929, II 4.

37) Z. B. ep. Bonif. 28.

fehlt der Zug entgegenkommender Milde auch in dem neu und endgültig zu verchristlichenden Frankenreiche zur Zeit Winfrids nicht, wo eben sie angebracht erschien. Das durften gewisse Personen erfahren, Anstoß erregende Bischöfe und Priester. Zwar handelte es sich dabei nicht etwa um religiös Verdächtige, um Irrlehrer wie die bekannten: Aldebert, Virgil und Clemens — in dieser Hinsicht war man im 8. Jahrhundert schon zu einer grundsätzlichen Unnachgiebigkeit gelangt. Aber sittlich in Laster-Verstrickten, die da „schon durch ihren Wandel die Priesterwürde beschmutzen“, soll nach dem Rat Gregors II. die Tischgemeinschaft noch ruhig gewährt werden, „wenn sie nicht gerade ketzerisch denken“. Gregor II. meint, die auf diese Weise wachzunehmende Gelegenheit zu ernst mahnender Aussprache werde zu kirchlicher Zucht und Reinheit bekehren und die Seelen retten können. Denselben Grundsatz, so ist hinzugefügt, handhabe man in der vornehmen Gesellschaft mit Männern, die sich dem Missionar hilfsbereit zeigen! Es sei doch eben so, daß „sich häufig Menschen durch unablässige und freundliche Mahnung bei Tisch auf den rechten Weg zurückbringen lassen, die unter strenger Zucht dem Gebot der Wahrheit nicht gern willfahren“³⁸⁾.

Für die Besitzergreifung der heidnischen Kultgebäude in Ost-angeln hatte Gregor d. Gr., wie wir vorhin sahen, auch mit anbefohlen, „Reliquien hineinzutun“. Diese sinnfälligen Unterpfänder der Heiligkeit, in denen bekanntlich ein Stück alten Toten- und Gräberkultes weiterwirkte³⁹⁾, waren damals, am Anfang des 7. Jahrhunderts, noch nicht unbedingt und allgemein gebotenes Zubehör⁴⁰⁾, obwohl die Wirkung der in ihnen liegenden pneumatischen Kraft schon seit dem 4. Jahrhundert wieder und wieder betont ward⁴¹⁾. Sie galten aber bald für dringend erwünscht, ja auch ohne die kirchenamtlichen Äußerungen⁴²⁾ für unerläßlich. Aus der Missionsgeschichte seien an Beweisen hierfür drei genannt: Liudger, Willehad und Anskar. Liudger brachte seine Hauptgründung, das Kloster

38) Ep. Bonif. 28.

39) Möller-v. Schubert, Lehrbuch der Kirchengeschichte 776 ff.

40) Siehe RE. XVI 635 f.

41) Belege bringt z. B. Pfister in RGG. IV 1930.

42) v. Schubert, a. a. O. 672.

Verden, zustande, indem er dafür „Schenkungen sammelte“, „die er als von Rom mitgebrachte Reliquien ausstellen ließ“⁴³⁾. Und als er im Jahre 809 gestorben war, wurde sehr bald sein eigener Leichnam im Dom zu Verden das Ziel zahlreicher Wallfahrten⁴⁴⁾. — Ferner zu der Lebensbeschreibung des Bremer Bischofs Willehad besitzen wir einen Anhang, als dessen Verfasser der Name seines Nachfolgers Anskar gezeichnet ist; dieser Anhang aber erzählt von nicht weniger als 34 Wundern, geschehen über den Gebeinen dieses friesisch-sächsischen Missionsmannes, der später bei Adam von Bremen geradezu als ein Berufspatron, nämlich als der Schutzheilige der Seefahrenden, angerufen wird. — Und vollends Anskar! Als im Jahre 845 die Nordmannen sengend und brennend im Hamburgischen Hafen einfielen, da rettete er nicht die Schätze der Bibliothek und nicht einmal die Kirchengeräte; jene wurden ein Raub der Flammen, diese der dänischen Räuber. Aber die Reliquien brachte er glücklich davon⁴⁵⁾. Außerdem wissen wir von dem eben genannten Hamburger Chronisten, dem „Herodot des Nordens“, daß die Taufkirche Heiligenstätten (Heligenstat) ihre Versorgung mit den Reliquien des heiligen Maternian dem Anskar verdankt⁴⁶⁾. Die heiligen Überbleibsel, seit dem Konzil von Nicäa 787⁴⁷⁾ auch in aller Form als kirchliche Notwendigkeit erklärt, hatten so bis zum 9. Jahrhundert als Mittel, das zu missionierende Volk anzuziehen und festzuhalten, eine hervorragende Bedeutung gewonnen.

Schließlich sei unter den Maßnahmen der praktischen Einzeldurchführung in Kürze eines noch äußerlichen Mittels gedacht, das aber nicht übersehen werden durfte. Die Veranstalter der Glaubenspredigt mußten auch auf das Vorhandensein einer wirtschaftlichen Basis sehen. So hätte Liudger schwerlich vom Jahre 786 ab sofort nach seiner Rückkehr aus Italien eine so tatkräftige, ja rücksichtslose Vernichtung des Heidentums und eine so erfolgreiche Ausbreitung der christlichen Kirche bis hinauf nach Helgoland durchführen können,

43) RE.³ I 558.

44) Ebenda.

45) Rimbart, Vit. Ansc. c. 16, S. 37.

46) Adam. Brem., Gest. Hamm. ep. I 20, S. 18.

47) C. 7, vgl. v. Schubert 672.

hätte er nicht für seinen und seiner Mithelfer leiblichen Unterhalt die regelmäßige Verbindung mit einem zuverlässigen Stützpunkt in der Etappe unterhalten können, mit dem Kloster Lotusa, wahrscheinlich bei Termonde im Westfriesischen gelegen⁴⁸). Und als bei der Reichsteilung zwischen den Söhnen Ludwigs die Abtei Turholt in Westflandern an das westfränkische Reich fiel, da mußte, weit von Turholt entfernt, ein Anskar seine Mitarbeiter teils fortschicken, teils von ihm sich lossagen sehen. Denn Anskar war ohne Turholt, seine erst von Ludwig ihm übertragene Pfründe, auf einmal ein mittelloser — und damit ein hilfloser Mann. Auch ohne den Brand von Hamburg hätte er das erst so hoffnungsvolle dortige Werk nicht mehr vorwärtsbringen können!⁴⁹) Anskar lebte und wirkte danach erst geraume Zeit als Gast auf dem Landbesitz einer mildtätigen Dame, der Matrone Ikia zu Ramesloh bei Verden⁵⁰). Und später — erst nach jahrelanger Wirksamkeit von Ramesloh aus — hat ihm dann Ludwig der Deutsche, da seine Bemühungen um die Wiedererlangung Turholts vergeblich waren, das Bistum Bremen verschafft⁵¹). Ohne wirtschaftlichen Rückhalt konnte es eben, wie diese zwei Fälle genügend veranschaulichen, nicht gehen.

C.

Die moderne Mission muß gegenüber verständnislosen Bekämpfern und Nörglern immer wieder die Illusion zerstören, als sei der Zustand der betreffenden Völker, wenn man sie ohne das Evangelium von Jesus, dem Christ, sich weiter entwickeln läßt, durchaus als befriedigend, ja fast als glücklicher zu bezeichnen denn nach der Bekehrung. Auch bei der germanischen Welt des Frühmittelalters ist solch eine Meinung Illusion. Die germanische Religion des Frühmittelalters war trotz des Hauches einer zarten Einfühlung in die Natur, trotz des erfrischenden Eindrucks, den immer Äußerungen einer Kraft

48) RE. I 558.

49) Vit. Ansc. c. 21, 46.

50) Adam, Gest. Hammab. I 25, S. 21.

51) Vit. Ansc. 22, S. 47 f.; Adam. Brem. I 26. — Ein anderes Beispiel für die Notwendigkeit wirtschaftlichen Rückhalts finde ich noch bei K. Koch, Geschichte der Christianisierung Deutschlands, München 1933; er erinnert an Willibrords Stützpunkt Echternach (a. a. O. S. 20).

ausüben, die ungebändigt ist, ja trotz der Spuren einer vorgeschichtlichen hohen Kultur auf den Gebieten bestimmter Erkenntnisse, Weisheiten und Fertigkeiten⁵²⁾, alles andere als beglückend und befriedigend. Sie konnte das nicht sein für sich selbst. Das war ausgeschlossen durch viele grausame Volksbräuche, denen Kinder, Erwachsene und Greise, gesunde und kranke Menschen unaufhörlich zum Opfer fielen, durch Gessensterangst und abergläubische Verdächtigungen, durch kultische Hinschlachtung nicht bloß von Kriegsopfern, sondern auch von eigenen Stammesgenossen. Man lese nur etwa den *Indiculus superstitionum* oder das *Capitulare de partibus Saxoniae*, die Abschwörungsformeln, die Bußbücher, die *Vitae* und anderes mehr, — die finsternen Schatten sind eine harte, nicht wegzuleugnende Tatsache. Und der alte Glaube konnte auch nicht befriedigend sein als geistliche Ausrüstung gegenüber den Mächten und Erlebnissen der frühmittelalterlichen Geschichte. Das hat neuerdings besonders Rückert hervorgehoben⁵³⁾. Und Timerding schreibt: „Der alte Germanenglaube paßte, je weiter die Entwicklung fortschritt, um so weniger zu den neuen Verhältnissen, und die Germanen hatten wohl vielfach selbst das Gefühl, einer Wandlung ihrer religiösen Anschauungen zu bedürfen⁵⁴⁾.“ Darum, wenn auch das Alte, wie selbstverständlich, nicht auf einmal, erst recht nicht gleichmäßig auf der ganzen Linie kapitulierte, so war doch das äußere Vordringen der Kirche auch ein innerer Sieg des Christentums. Ja, weithin noch etwas anderes als ein Sieg, — die Religion Jesu Christi nämlich kam auch hier „nicht aufzulösen, sondern zu erfüllen“. Ist es doch Menschen, denen es gegeben war, auszusprechen, was die

52) Vgl. Teudt, *Germanische Heiligtümer* 1931; Kossinna, *Altgermanische Kulturhöhe* 1928; Wilser, *Deutsche Vorzeit* 1930; „Germanien“, Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens. (Aber auch: Clemen, *Altgerm. Religionsgeschichte* 1934!!)

53) Rückert, *Die Christianisierung der Germanen*, Tüb. 1932. — Auch der auf gänzlich anderes abzielende Rosenberg (*Mythus des 20. Jahrh.*, S. 122) sieht die Herrschaftsübernahme durch Rom begünstigt durch „eine Zeit der Schwäche (Germaniens), da eine Jugendepoche seiner Rasse zu Ende ging, die alten Götter im Sterben begriffen waren und neue gesucht wurden“. Die Sperrung ist Zusatz.

54) Timerding, a. a. O. I 6.

Ernte der Zeit sei, schon damals so zum Bewußtsein gekommen. Von den bei den damaligen Bildungsverhältnissen natürlich nur wenigen uns bekannten Beispielen dafür sei hier am Ende wörtlich aufgeführt, was Albert Hauck im Zusammenhang mit der sächsisch-friesischen Erhebung von 784 feststellt⁵⁵⁾: „Doch bewies gerade dieser Sturm, daß der christliche Glaube im mittleren Friesland schon so tiefe Wurzeln geschlagen hatte, daß er nicht mehr ausgerottet werden konnte. Zu den von Liudger für die christliche Wahrheit gewonnenen Friesen gehörte ein sangeskundiger Mann, namens Bernlef. Jedermann liebte ihn, denn niemand verstand es wie er, von den Großtaten der Vorfahren und den Kämpfen der Könige zu singen und zu sagen. Der nordische Sänger, dessen Phantasie die kühnen Seefahrten seines Volkes und dessen trotziger Schlachtenmut erfüllten, wurde ergriffen von der erhabenen Poesie der Psalmen: Liudger konnte ihn nicht genug von diesen Liedern lehren. Als nun die Priester aus dem Lande weichen mußten, übertrug Liudger ihm die Aufgabe, die Christen im Glauben zu stärken; er hat sie treulich gelöst. Hin und her im Lande suchte er die Gläubigen in ihren Häusern auf: ihm wehrte und schadete niemand. Manches Kind ist durch ihn getauft worden: bis endlich die Priester zurückkehren konnten. Der alte Sänger ist wie eine Verkörperung der besten Seiten seines Volkes: des unverzagten Mutes und der hingebenden Treue. Von einer Treue, die sich stark fühlt, über das Grab hinauszureichen . . .“

So hat der oben dargelegte Gang der Mission, der zunächst grundsätzlich mit der Masse als einem Ganzen rechnen und dementsprechend vorgehen mußte, doch nicht bloß ein Massenchristentum erzielt, sondern auch tiefpersönliches, nicht bloß Massenkirche geschaffen, sondern auch Kirche mit bekennenden Gliedern, recht eigentliche Volkskirche, stellt uns nicht bloß eifrige oder fromme Priester mit unreifer oder gar widerstrebender Gefolgschaft vor die Augen, sondern auch schon lebendiges christliches Laienvolk!

Abgeschlossen am 31. Mai 1935.

55) Hauck, KGD⁴ II 355.